

**Zeitschrift:** Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde  
**Herausgeber:** F. Pieth  
**Band:** - (1948)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Johann Simeon Raschèr  
**Autor:** Rufer, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-397386>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

# BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.  
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

---

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

---

## Johann Simeon Raschèr

von Alfred Rufer, Bern

### I. Biographisches

Ein Mann wie Bundschreiber Johann Simeon Raschèr, der in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, als sich das Schicksal des Veltlins und der herrschenden Lande entschied, im Mittelpunkt der bündnerischen Politik stand, verdiente es, daß seine Tätigkeit eingehend dargestellt würde. Leider aber sind die Quellen, aus denen die Geschichtschreibung schöpft, in diesem Fall fast völlig versiegt. Einen schriftlichen Nachlaß habe ich seinerzeit vergeblich gesucht. Die offizielle Korrespondenz der französischen Residenten Comeyras und Guiot, deren Vertrauter Raschèr war, enthält über ihn wenig oder nichts. Ihre Privatkorrespondenz aber ist noch nirgends zum Vorschein gekommen, was nicht nur wegen Raschèr, sondern namentlich auch wegen Tscharner sehr zu bedauern ist. Außer in amtlichen Akten, habe ich über Raschèr einiges Material im Tscharner-Archiv gefunden, insbesondere die beiden Aktenstücke, die hier zum Abdruck gelangen. Das erste ist ein Brief, den Raschèr 1792 von Mailand aus an seine Churer Freunde schrieb. Das zweite ist ein Aufsatz, den Tscharner dem Bundesschreiber Raschèr nach dessen Tode gewidmet hat. Einige kurze biographische Angaben, die wir gleich zur Hand haben, schicken wir hier noch voraus.

Raschèr entstammte einem angesehenen Churer Geschlecht. Er wurde 1756 geboren. Über seinen Bildungsgang erfahren wir nichts; wahrscheinlich hatte er vorerst die Churer Schulen besucht. Im Haldensteiner Seminar war er jedenfalls nicht. Später muß er im

Ausland gewesen sein, von wo er mit weltmännischen Manieren in die Churer Kleinwelt zurückkehrte. Erst 20jährig, wurde der intelligente junge Mann Stadtschreiber, 1779 rückte er zum Oberzunftmeister vor und 1785 erfolgte seine Wahl zum Bundschreiber. 1788 verheiratete er sich mit Ursula Juvalta.

Als Bundschreiber betreute er die Bundes- und Standeskanzlei. Kurz nach seinem Amtsantritt brachen die Veltliner Anstände aus. Raschèr hatte in den folgenden Jahren Gelegenheit, das komplizierte Problem von allen Seiten kennen zu lernen. Er blickte auch den Geschäftsführern in die Karten. Was er da sah und hörte, war für ihn nicht erhebend. Schon 1790 gab er seinem Abscheu über die bündnerische Politik Ausdruck und dachte er daran, von einem Schauplatz abzutreten, wo nur Niederträchtigkeit, Bestechungen, Verleumdungen und Rachsucht wahrzunehmen seien.<sup>1</sup> Allerdings führte er seine Absicht, nach Lissabon, wo der Onkel seiner Frau ein Handelsgeschäft führte, auszuwandern, nicht aus. Er blieb auf seinem Posten, trat aber dem Bunde der Patrioten bei und führte jährlich 150 Gulden in die Parteikasse ab. Dabei hütete er sich wohl, im Kampfe der Patrioten gegen das herrschende Regiment der Salis, die ihn zum Bundschreiber gemacht hatten, allzu sehr hervortreten. Er schonte die allmächtige Familie, was ihm manchen Vorwurf von seiten seiner Freunde eintrug. Er unterschrieb deshalb auch die Adresse der Anti-Salis an die französische National-Versammlung vom Frühjahr 1790 nicht und riet der Opposition auch sonst öfters zur Mäßigung.<sup>2</sup>

Nach Neujahr 1792 begleitete er eine Standesdeputation nach Mailand, wo mit der dortigen Regierung die Anstände mit dem Veltlin beigelegt werden sollten. Raschèr lobte die Aufrichtigkeit und Geradheit des Grafen Wilzek; er billigte auch vollkommen dessen Absicht, die vielen Mißstände in der Verwaltung des Veltlins zu beseitigen. In Privatbriefen dagegen verurteilte er scharf die hinterhältige, auf die Wahrung ihrer Partikularinteressen abzielende Politik der Salis. Von Johann Ulrich Salis-Seewis, dem Vater des Dichters, der der Deputation der Zehn Gerichte angehörte, entwarf er ein Bild, das abfälliger nicht hätte geraten können. Er schrieb am 19. März an Tschärner: «Der Landshauptmann im Botmar ist äußerst abgeschmackt. Ich hätte dem Mann weit mehr zugetraut, als er wirklich ist. Außert Geschwätz und hervorstechende Feinheit ist wenig Gründliches an ihm, als daß er sein Interesse versteht. Auch seine Art sich zu produzieren, ist nicht die des Mannes, so Welt hat. Er kriecht, macht Bücklinge bis am Boden, affektiert

<sup>1</sup> Raschèr an Tschärner, 23. Mai 1789; 29. April 1790, Arch. Tschärner, XVII, S. 865—66, XII, S. 463—65.

<sup>2</sup> Raschèr an Tschärner, 28. Dezember 1789, ebenda XII, Seite 957 Rufer, Adresse der Bündner Patrioten an die Nationalversammlung von 1790. Bd. Monatsbl. 1945, S. 244 ff.

den Bewunderer, den Kenner, wo doch seine Reden klar beweisen, daß er ein Idiot ist<sup>3</sup>.»

Raschèr hat den schlimmen Ausgang der Konferenz vom Mailand voraus gesehen.

Zwei Jahre später sehen wir Raschèr als Präses der Abordnung des Gotteshausbundes an der außerordentlichen Standesversammlung und bald darauf als Richter, d. h. Präsident, des unparteiischen Gerichts, das über die Staatsfrevler abzuurteilen hatte. Die Patrioten waren mit den Urteilsprüchen vielfach unzufrieden. Auch Tschärner warf dem Gerichte vor, mit allzu großer Milde gegen die Aristokraten verfahren zu sein. Tschärner tadelte deswegen speziell Raschèr; er sei, schrieb er, der inkonsequenteste Mensch auf Gottes Erdboden und dermals eine vollkommene Saliskreatur.<sup>4</sup> Tschärner hielt sich 1794 im Hintergrund, während Raschèr immerhin damals in der vordersten Reihe der Patrioten stand. Ob Tschärner an dessen Stelle mit den Salis schärfer ins Gericht gegangen wäre, bleibe dahingestellt.

Raschèr legte nach der Standesversammlung die Bundschreiberstelle nieder. Obschon er jetzt von den Salis in keiner Weise mehr abhängig war, so hielt er doch auch in der Folgezeit bei den Patrioten eine gemäßigte Richtung inne. Als im Frühjahr 1796 wieder ein französischer Resident namens Comeyras in Bünden erschien, so gewann Raschèr, wie bereits erwähnt, dessen Vertrauen. Selbstverständlich nahm er Anteil an den Diskussionen, die nach der Eroberung Mailands durch Bonaparte zwischen den Patrioten einsetzten über die Lösung des Veltliner Problems und die innere Umgestaltung der alten Bünde. Raschèr war der Ansicht, daß all diese Fragen gelöst werden könnten ohne Gewalt und Revolution. Er täuschte sich. Im Sommer 1797 brach im Veltlin die Revolution aus. Häupter und Zuzüger riefen Bonapartes Vermittlung an. Bonaparte erklärte sich zur Übernahme der Vermittlung bereit, unter der Bedingung, daß Bünden das Veltlin frei gebe und mit Rechtsgleichheit sich einverleibe. Die Gemeinden willigten ein, daß auf der Grundlage von Bonapartes Präliminarbedingungen unterhandelt werde. Raschèr sollte mit Gaudenz Planta, Caderas und Gengel sich zu dem Zweck ins Hauptquartier des Obergenerals begeben. Aber alle vier Abgeordneten lehnten die Sendung ab, weil die Instruktion, die ihnen der Zuzug mitgeben wollte, mit den Mehren der Gemeinden nicht übereinstimmte, die Reise nach Mailand ihnen also als zwecklos erschien. Erst im November reisten Raschèr, Caderas und Gengel dorthin ab. Aber Bonaparte empfing sie mit dem Worte: Ihr kommt zu spät, das Veltlin ist für Bünden verloren!<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Raschèr an Tschärner, Mailand, 5. und 19. März, 24. April 1792. Archiv Tschärner XVIII, p. 1823, 1861—1863, 2027—2029.

<sup>4</sup> Pinösch, Die außerordentliche Standesversammlung, Seite 157.

<sup>5</sup> Rufer, Der Freistaat der III Bünde, Band I, Seite CCXXXV ff., CCLXXX ff. Band II, 34, 147, 182, 212, 220 f., 232, 262, 268, 273, 304, 363, 386, 399, 416—422.

Auf die Kunde vom Verlust des Veltlins trat in herrschenden Landen ein Landtag zusammen. Rascher wurde auch zum Mitglied gewählt. Der Landtag sandte ihn wieder nach Mailand, um von Cisalpinien die Restitution des Veltlins zu verlangen. Er kehrte jedoch unverrichteter Dinge zurück.<sup>6</sup> Im Landtag trat er im folgenden Jahre entschieden für den Anschluß Bündens an Helvetien ein. Die Gemeinden lehnten den Anschluß ab, die Häupter wurden wieder eingesetzt, der Bundestag rief den Schutz des Kaisers an und bot 6000 Mann auf gegen die angeblich von französischer Seite drohende Einfallsgefahr. Raschèr protestierte mit 87 Churer Bürgern öffentlich gegen das Aufgebot. Mit vielen andern Patrioten floh er bald darauf über den Kunkels nach Helvetien.

Vor seiner Abreise aber hatte er noch einen kleinen Zwischenfall verursacht. Am 6. Oktober in später Nacht begehrte er mit einigen Freunden am Obertor Einlaß in die Stadt. Es kam zu einem Wortwechsel mit der Wache, die sich auf einen Befehl des Kriegsrates berief. Raschèr und seine Freunde entgegneten, der Kriegsrat könne ihnen in A. . . . blasen und lecken, sie kennen keinen Kriegsrat. Sie gaben damit zu verstehen, daß der Kriegsrat, den der Bundestag vierzehn Tage vorher eingesetzt hatte, ohne die Genehmigung der Gemeinden einzuholen, keine rechtmäßige Gewalt sei. Der Kriegsrat, der keine Zeit fand, den Gemeinden wichtige Staatssachen mitzuteilen, beeilte sich, den Vorfall am Obertor in einem eigenen Abschied der Oberherrlichkeit bekannt zu machen und für die ihm zugefügte schwere Beleidigung Genugtuung zu fordern, obschon er wußte, daß die Urheber bereits über den Rhein sich in Sicherheit gebracht hatten.<sup>7</sup>

Raschèr erhielt das helvetische Bürgerrecht. Er verbrachte den Winter in Stäfa. Als Massena den Angriff auf Graubünden vorbereitete, wurde auch Raschèr zu Rate gezogen. Massena befragte ihn wahrscheinlich über die nach der Eroberung Bündens einzusetzende zivile Verwaltung und das dazu geeignete Personal. Massena speiste mit Raschèr am 3. März 1799 in Zürich, bevor er hinauf eilte um den Angriff auf die Luziensteig persönlich zu leiten.<sup>8</sup> Rascher folgte nach und wurde vom Obergeneral zum Präsidenten der provisorischen Munizipalität Churs ernannt. Zwei Monate später mußte er wieder nach Helvetien fliehen, vorerst nach Stäfa, dann nach Liestal. Im Juni ersuchte er um einen Paß nach Lissabon zu seinem Onkel.<sup>9</sup>

<sup>6</sup> Ebenda, Band I, Seite CCCII ff. Band II, Seite 427, 433 f., 437, 449—455, 459.

<sup>7</sup> Abschied vom 11. Oktober 1798.

<sup>8</sup> Jak. Bawier an Tschärner, Zürich, 3. März 1799, Archiv Tschärner, XIII, Seite 247—249.

<sup>9</sup> Helvetisches Archiv, Band 3342, Seite 107.

Im November aber tauchte er schon wieder am Zürichsee auf. Ein Jahr später erfolgte seine endgültige Rückkehr nach Chur. Der Distrikt Plessur wählte ihn 1801 zum Deputierten der kantonalen Tagsatzung und diese übertrug ihm das Präsidium des Ausschusses, der die kantonale Verfassung entwarf. Im folgenden Jahre trat er in die kantonale Verwaltungskammer ein. Auch während der Mediationszeit bekleidete er verschiedene öffentliche Ämter.<sup>10</sup> Er starb 1810, am 4. April.

Zum Schluß sei hier noch das Urteil von Comeyras über Raschèr angeführt. Es bestätigt mit wenig Worten das Charakterbild, das Tschärner von ihm gibt. Comeyras schreibt 1798, Raschèr sei ein Mann von großer Intelligenz und Bildung, von vielen Fähigkeiten und Erfahrungen und einfachen Manieren, aber eine phlegmatische und bequeme Natur, wie viele beleibte Menschen. Auch sei er schüchtern gewesen und habe die Salis mehr als nötig geschont. Alles in allem sei er ein ausgezeichnete Mann und von sämtlichen Bündnern, mit denen er während seiner Mission zu tun gehabt habe, der uneigennützigste.<sup>11</sup>

## II. Brief Raschèrs an seine Churer Freunde,

J. B. Tschärner u. a. (zirka 20. März 1792)

«Wir sollten und müßten weinen, wenn wir heut den Exequien<sup>1</sup> des verstorbenen Kaisers beiwohnen wollten und das will und mag ich nicht. Ich tue was Besseres als meiner Wundergierigkeit ein Opfer bringen und schreibe Ihnen, meine teuerste Freunde; den Catafalco und übrigen Totenprunk, den man der kaiserlichen Leiche, der Speise gieriger Würmer errichtet, sehe ich nachher ohnedem, und ob ich die Leichenpredigt, auf welche Art Rede ich ohnedem wenig halte, mit anhören kann, daran liegt mir wenig oder nichts. Ich bin ohnedem in der Welt nicht zum Aufsehenmachen geschaffen und lobe mir's ebensowenig wenn's andere tun. Ich will so meinen schlichten geraden Menschengang fortwandeln, bis ich am Ziele bin, mich nie mehr in Fall setzen, mit dem Ovid auszurufen: Vidi, puduit que videre.<sup>2</sup> Unbemerkt und unbeneidet sollen meine Tage dahinfließen, nur Freunden wie Sie sind gewidmet. Es mögen sich andere für Vaterland und Nachkommenschaft härmern, mein Geschick ist es nicht. Ach, meine Freunde, wie verschieden sind doch die Erfahrungen des männlichen Alters von den Begriffen, die man sich im Frühling des Lebens von Welt und Menschen macht, wie traurig die Ansichten, die sich da dem reifern Auge darbieten und wie kummervoll die Lage,

<sup>10</sup> Helvetische Aktensammlung VII, Seite 287. IX, Seite 585.

<sup>11</sup> Rufer, Der Freistaat, II, Seite 485.

<sup>1</sup> Seelenmesse für Leopold II., gestorben am 1. März 1792.

<sup>2</sup> Ich habe gesehen und er hat sich geschämt zu sehen.

in die sich der teilnehmende Mensch versetzt findet. Alle die Vorstellungen, die er sich von Rechtschaffenheit, Tugend, Aufrichtigkeit und Biedersinn gemacht hatte, verschwinden und der wirkliche Anblick der entgegengesetzten Laster erfüllt ihn mit Schwermut. Hat er das Glück, das ich habe, Freunde zu besitzen, so ist auch diese Freude mit Kummer gemischt, Kummer wegen dem Haß und der Verfolgung, die ihnen ihre guten Eigenschaften von Lasterhaften zuziehen, Kummer und traurige Ahnung, daß eben diese redlichen guten Gesinnungen Stoff genug darbieten, um sie den vergifteten Pfeilen ihrer Feinde bloßzustellen.

Glauben Sie nicht, meine Freunde, daß eine widrige Begegnis oder ein anderer Umstand von der Art mich verleitet hat, diesem meinem Herzenserguß Raum zu geben. Nein, mein Aufenthalt in Mailand ist gewiß mit all den Annehmlichkeiten gepaart, die man, von Familie und Freunden getrennt, nur immer genießen kann. Ich kenne und genieße die Vorzüge dieser großen Stadt, ihre öffentlichen Spaziergänge, viele ihrer guten, unverdorbenen Gesellschaften, kenne viele brave Leute und fühle das Glück in meiner Seele, von allem kleinstädtischen Geplauder, von der Hydra der Bündner (Politik?)<sup>3</sup> entfernt zu sein. Wenn's ein Glück ist, das Elend der Mitmenschen nicht zu bemerken, so ist auch dieses ein Vorzug der großen Städte. Das Ächzen des Elenden wird durch das Gerassel der Wagen, der Anblick der Dürftigkeit durch den Prunk der großen Welt unterdrückt und erstickt. Man kann ruhig fortvegetieren, nur schade, daß ich unter lauter Bündnern, die ich alle und viele nicht auf der besten Seite kenne und tägliche Erfahrung davon mache, mich befinden muß.

Aber das Schicksal des wackeren, nur zu hitzigen H. Vikari Planta, hat die ganzen Saiten meines Gefühls so traurig gestimmt.<sup>4</sup> Er hat Perlen vor die Säue geworfen, denn besseren Namen verdienen viele unserer Landleute nicht und die von ihm nicht gefürchtete Märtyrerkrone wird ihm nicht fehlen, wenn er in seiner gefährlichen, gewählten Laufbahn fortsetzt. Ich kann mir zum voraus vorstellen, was für eine Wirkung ein widriges Mehren für ihn hervorbringen wird, ich sehe sein Benehmen, seine Handlungen zum voraus und zittere für deren Folgen, nicht aus Kleinmut, aber aus wahrer inniger teilnehmender Freundschaft für ihn. Er hat gekämpft, er hat das Seinige in Treuen tun wollen, zum Teil auch getan. Sein Kämpfen, sein Tun ist nicht genehmigt worden, von denen nicht genehmigt worden, für die er stritt, für die er wirkte. Er lasse also die Undankbaren. Froh werden seine Feinde sein, wenn ein so kühner Gegner vom Kampf-

<sup>3</sup> Der Brief ist hier beschädigt.

<sup>4</sup> Über den Streit Plantas mit seinen Vettern, der in Mailands Regierungskreisen lebhaft verfolgt wurde, siehe Delnon, Gaudenz Planta, Seite 43 f. und Rufer, Der Freistaat der III Bünde, Band I, Seite CXX.

platz abtritt, und hüten werden sie sich, ihn noch ferner in seiner Ruh zu stören.

Mein Grundsatz ist und bleibt ewig wahr, daß eine Republik nicht mehr Republik sein könne, daß da keine Freiheit statthabt, wo Luxus, Verderbnis der Sitten alle Frugalität und Moralität verderbt hat, wo die Kabale an die Stelle der Redlichkeit, Verrat an den Platz der Treue und Eigennutz und Liebe (des Geldes?) an die Stelle der Liebe des Vaterlandes getreten ist, wo der Nationalcharakter halb deutsch, halb italienisch ist und wo es zum Sprichwort hat werden können: *I decreti sono fatti per i cujoni*. Es ist mir leid, daß ich über mein Vaterland trauern muß, aber lachen kann ich nicht, ich müßte ein Teufel sein, wenn ich mich diesmal mit dem Gedanken an Abdera<sup>5</sup> trösten wollte.

Unsere Geschäfte allhier gehen den Gang der Tiere, so bei warmer Witterung die Wände der Säle des Hauses des Pedretti in Cleven bekriechen. Des Kaisers Tod hat zwar vom 5. bis 16. März einen Stillstand in den Konferenzen zuwege gebracht; am letzten Freitag fingen sie aber wieder an und wegen den heut und morgen und übermorgen zu haltenden Exequien des Kaisers, wegen der gewohnten Sitzung des Gubernii, worin es seine inländischen Angelegenheiten besorgt, kann erst am 23. wieder in Geschäften fortgesetzt werden. Alles ist nur Mutmaßung, was man über den Ausgang des Handels sagen kann. Graf Wilzek<sup>6</sup> ist ein gerader Mann, der sich mit der bündnerischen Krummheit nie vertragen wird. Er und der Erzherzog (Ferdinand) sind sich im Herzen abgeneigt. Das gemeinschaftliche Interesse des Hofes vereinigt aber beide. Nie gibt Wilzek in den Gubernial-Konferenzen nach. Wenn der Erzherzog, Albuzzi und Kewenhüller, alle drei übrige Konsultoren, einer entgegengesetzten Meinung sind, so diktiert er die seinige *ad protocollum* und das Geschäft muß nach Wien, wo dann gemeiniglich seine Meinung den Vorzug hat. Was nach des Kaisers Joseph Tod mit ihm allhier vorgefallen ist und wie er sich verhalten, erzähle ich Ihnen mit der Zeit mündlich.»

Es folgen nun etliche Angaben über die Unterhandlungsgegenstände der bündnerischen Deputation mit Mailand, die wir hier übergehen, weil sie ohne längere Erklärungen nicht verständlich wären.

«Nun weg von der mir verhaßten Erzählung politischer Abenteuer, bei denen mein einziger, vielleicht auf begründete Besorgnis sich steifender Wunsch ist, daß Privatabsichten und Eigennutz die Republik nicht in noch tiefere Gefahren stecken möchten als sie leider diese Tod- und Erbsünden schon gesteckt haben. Denn wenn in

<sup>5</sup> Alte Stadt in Thrazien, bekannt durch die Albernheit ihrer Bewohner.

<sup>6</sup> Wilzek war Regierungschef, Ferdinand Gouverneur der Lombardei.

Mailand nichts abgeredt wird, so ist es ein Wunder, wenn das Labyrinth nicht noch verwickelter wird.

Die ganze Deputation war heut vor acht Tagen in Monza, dem Lustschloß des Erzherzogen . . . . Königlich ist das Schloß und die weitläufigen Gärten, so es umgeben: ein künstlich aufgeführter Hügel, der von demselben hinabrollende Wasserfall, der durch Kunst zuwege gebrachte See, der Irrgarten, die englischen Gärten, der Baumgarten, die Blumenbeete, die Gewächshäuser, die Grotten und Orangerie sind sehenswert. Täglich wird etwas Neues angelegt, Tempel, Hecken, Spaziergänge, Alleen, Teiche.

Von dem Schloß ist der Flecken zu Monza ungefähr vierhundert Schritt entfernt. Die Kirche im Flecken ist sehenswert von langobardischen Zeiten her. Der Papst Gregor der Große hat ihr ihre Reliquien, die langobardischen Könige viele Kostbarkeiten geschenkt, so noch da sind, unter andern einige große, mit geschlagenem Geldblech besetzte Kreuze, ein Pokal von Agat, ein andern Kelch von Saphir und viel anderes. Auch befindet sich die langobardische Krone allhier, zwar nicht mehr die echte (denn diese kam vermutlich um alles Ärgernis zu vermeiden nach Wien), sondern nur eine nachgemachte. Sie war von Gold, und eisern hieß sie nur darum, weil inwendig ein kleiner eiserner Ring, um sie zusammenzuhalten, befindlich ist. Was ich bei allem dem Prunk dachte, können Sie sich leicht vorstellen — Vanitas — wie Salomon, und daß, wenn wir tot sind, alles aus ist, daß Kriegen und Zanken, Herrschen und Unterdrücken nichts hilft; daß es nicht der Mühe wert ist, sich in diesem Leben so viel zu bekümmern und daß es trauriges Schicksal der Fürsten ist, wenn an ihr Andenken nichts anderes erinnert, als einige Kostbarkeiten, die von einigen müßigen Pfaffen vorgewiesen werden, und so sich damit mästen.

Eine halbe Stunde von Monza liegt das Lustschloß Mirabell und (das von) Mirabellino, eine halbe Viertelstunde von einander entfernt, gerade [gegen]einander gegenüber und verhältnismäßig gleichgebaut. Von dem einten zum andern führen zwei gerade Alleen, in deren Mitte eine zwanzig Schritt breite, den ganzen Weg hindurch sich erstreckende Wiese . . . . Der Eigentümer dieser beiden Schlösser ist der Kardinal Durini<sup>7</sup>, ehemaliger Nuntius zu Warschau und Paris, ein mit der Welt ganz bekannter, höflicher Mann. Sein Umgang ist zuvorkommend und ungezwungen und meine schon oft gemachte Bemerkung trifft auch hier ein, daß ich lieber mit den vornehmsten Personen an andern Orten, als mit vielen unserer Starosten umgehen möchte. In Mirabell hat der Kardinal eine schöne Sammlung von Kupferstichen, die Kenner wert schätzen. In Mirabellino soll er ein

<sup>7</sup> Angelo Durini, ein großer Freund der Musen. Über die beiden Schlösser sowie über die unten genannten, vgl. Cantù, Grande Illustrazione del Lombardo-Veneto, 1857, Band I, Seite 446, 529 f., 541.

Kabinett haben, worin die Gegenstände einer Jugendsünden alle abgemalt sein sollen, das er uns aber nicht vorwies. In Mirabellin ist ein Saal mit Tapeten von der berühmten Fabrique der Gobelins zu Paris wie Gemälde aufgestellt, das schönste was ich noch in seiner Art sah. Auf acht in diesem Saal befindlichen Tischen von hellblauem Marmor befinden sich die Büsten des Voltaire, Metastasio und der berühmtesten Gelehrten in Italien. Beim Empfang sagte er uns: Mein kleines Haus führt die Aufschrift A l'amitié, und so empfangen Sie. — Beim Weggehen: Erinnern Sie sich des Kardinals Durini, der die Ehre, Sie bei mir gesehen zu haben, immer gegenwärtig haben wird. Und dieses sprach er so ganz in dem vertraulichen Ton des Mannes, der die Welt ehemals kannte, genoß und nun die Einsamkeit den täuschenden Freuden derselben vorzieht.

Die Simonetta ist ein anderes merkwürdiges Schloß eine halbe Viertelstunde außerhalb Mailand, vor der Porte Tenaglia, auf der Nordseite der Stadt. Der daselbst befindliche Wiederhall ist vielleicht der einzige in seiner Art. Ein Pistolenschuß oder Ruf, Pfiff und Schall wird 38 zählbare Mal, erst außerordentlich stark, dann schwach wiederholt. Letztlich endigt er sich in einem Geräusch, das keine Zählung mehr möglich macht. Reisende, so nach Mailand gehen, müssen dieses Schloß besehen und eine Pistole mitnehmen. Das Schloß hat ein Hauptgebäude und zwei sich ganz ähnliche Flügel. Der einte hat keine Öffnung, sondern nur gemalte Fenster, der andere gegenüber zwei Öffnungen. Hier stellt man sich und schießt, schwatzt, pfeift oder bellt wie man kann und will. Ein artiges Plätzchen für selbstgefällige Schwätzer, um sich zu hören und zu bewundern!

Morgen reise ich zu Pavia und sehe im Vorbeigehen die ehemalige Kartause, die Zuflucht einiger Müßiggänger, aber auch der Armen. Ihre ehemaligen Effekten, so bei hunderttausenden ertrugen, sind andern verkauft, die Kartause aufgehoben, und dem Reisenden bleibt wenig Bemerkenswerthes übrig. Wir haben Briefe an die Professoren zu Pavia vom Grafen von Wilzek, so daß wir gewiß alles sehen werden. Freilich werden die Deputierten bei dem Naturalienkabinett, bei der Antiquitätensammlung, der Kräutersammlung, Anatomie und Bibliothek daselbst dastehen, wie des Fürsten Wässerer vor dem Bischof am Fronleichnamstage, und Fragen werden geschehen, darüber man grau werden möchte. Aber Geduld, man muß in diesen Fällen (wenn's nur nicht politische sind; denn diese hole der Teufel) Gutes und Schlechtes mitnehmen, denken, lachen und schweigen, wenn man kann. Wir haben auch die berühmte Brera, das ehemalige Jesuiten- und nun Stadtgymnasium vollkommen gesehen, das Observatorium, auf dem ein Meridian befindlich ist, der vierzig tausend Lire gekostet hat. Die Bibliothek daselbst, wovon Cronthal ehemals Aufseher war, ist außerordentlich stark. In Mailand ist

überhaupt viel Sehenswertes und Bouvrit<sup>8</sup> muß wie ein echter Franzos gereist sein, daß er so wenig davon meldet.

Mir ist es übrigens recht wohl in Mailand, wenn ich nur nichts von unseren Gestanksgeschäften und hingegen recht viel Gutes und Schönes von Ihnen hören kann, das mir immer das Angenehmste ist und bleibt. Gehaben Sie sich allzeit wohl und lustig, überlassen Sie die vaterländischen Sorgen unserem Herrgott und so werden wir uns vergnügt wiederfinden. Ihrer ergebenster S. Raschèr.»<sup>9</sup>

### III. Bundsschreibers J. S. Raschèr; das Genie Charakterskizze von J. B. Tscharner

«Unter allen denen, welche ihrer natürlichen Konvenienz und Stellung halber Selbständigkeit behaupten und zur Opposition gehören mußten, ist vielleicht keiner, der mehr Aufmerksamkeit verdient hat, als Bundesschreiber Raschèr. Er besaß große vorzügliche Talente, gute Studien, ein schönes Vermögen, war von einer alten vornehmen Familie und stand in großen Verbindungen mit vielen der vornehmsten Familien, Salis, Buol, Pestaluz, Jenatsch, Tscharner usw.

Wenn man seine Handlungen, ohne tief einzudringen, betrachtet, so scheint er weit und breit der inkonsequenteste Mann seiner Zeit gewesen zu sein, und gleichwohl muß ein Prinzip existieren, welches seine Handlungen leitete und konsequent machte und sein Streben war zu stark, (als) daß er nicht demselben Prinzip stets treu geblieben sein sollte. Aber sonderbar auffallend ist jener Kontrast.

Er faßte und erkannte schnell und wahr, und doch ließ er so oft die anerkannte Wahrheit unbefragt. Er hatte die größte Tätigkeit, indem er immer bei anbrechendem Tage aus dem Haus war, täglich mit einer großen Menge von Personen umging und in alle Verhältnisse, Nachrichten und Angelegenheiten des Staats, der Stadt und von Privatpersonen eindrang, und dennoch war er auf der andern Seite zu keiner mehr als flüchtigen Arbeit, zu keiner Ausdauer, zu keiner Ordnung zu bewegen. Er liebte seinen Nebenmenschen, war gesellig, gefällig, riet und half vielen Menschen, war freigebig und wohlthätig, und dennoch bespöttelte er jedermann, höhnte den Nächsten, behandelte ihn oft hart im Augenblick des Wohltuns und schiene neidisch und eifersüchtig.

Er teilte mit den Patrioten die Besorgnisse gegen das Haus von Salis, er half mit seinem Rat und mit einem alljährlichen Beitrag von baren 150 Gulden den Krieg gegen ihre Übermacht und (ihren) Übermut führen, während er zu gleicher Zeit diese Familie und ihre Glieder in Schutz nahm und heimlich unterstützte.

<sup>8</sup> Offenbar der Verfasser eines Reisebuches.

<sup>9</sup> Archiv Tscharner, XVIII, Seite 1825—1831.

Er bewies oder affektierte eine gänzliche Geringschätzung gegen Rang, Titel und Ruhm von seiner Seite, und gleichwohl hat es mir geschienen, er sehe mit Scheelsucht auf diese Vorzüge bei andern und sei nicht gleichgültig dagegen, wenn sie ihm ohne Aufsehen zu Teil wurden.

Er schien das Wohl des Vaterlandes und der Menschheit zu wollen, und gleichwohl respektierte er keine bürgerlichen Gesetze, und selbst der Eid war ihm nicht immer heilig.

Er strebte nach Vermögen, betrieb difficile Erwerbe durch die feinsten Einfädelungen, unterhielt seine Güter sehr wohl, wußte die vorteilhaftesten Übereinkünfte und Akkorde herbeizuführen, und gleichwohl vernachlässigte er das ganze seines Vermögens so sehr, daß sein gewöhnlicher Brauch seine gewöhnlichen Einnahmen sehr stark muß überstiegen haben.

Dieser anscheinenden Inkonsequenz ungeachtet, glaube ich ein, und zwar ein sehr edles Prinzip gefunden zu haben, dem er durchaus getreu blieb und welches alle seine Handlungen erklärt. Raschèr fühlte einen unwiderstehlichen, einen rührenden Drang zu wirken. Er wollte Edles, Gutes wirken, — er wollte dessen (!) Vieles wirken, hatte eine lebendige Einbildung, eine schnelle Fassung jeder Idee, blickte derselben im ersten Moment bis auf den Grund, realisierte sie sogleich, gewann dadurch Raum für jede neue sich zudrängende Idee, hatte so einen Reichtum von Begriffen oder Gegenständen, die er alle gerne verwirklichen wollte, und konnte jedem nur kurze Zeit widmen, um die übrigen nicht unverwirklicht zu lassen, mußte sich mit dem kürzesten und für den Augenblick dienlichsten Weg begnügen, um sogleich zu den übrigen Gegenständen überzugehen, und mußte jedes Hindernis, welches sich dieser zahlreichen, gedrängten Wirkung entgensetzte, aus dem Weg räumen. Sein Wirkungsdrang wurde also durch sein Genie bestimmt. Ich will nun versuchen, seine Handlungen mit diesem Prinzip zu vergleichen, seine Fehler und Widersprüche daraus zu erklären.

Sein Streben nach Wirken beweist sich in allem, denn obschon er das dicke Blut, den schweren Körper, die Disposition zur Untätigkeit vom Raschèrschen Hause angeerbt hatte, so war er dennoch alle Morgen mit anbrechendem Tage schon aus dem Hause. Im Winter um 7, im Sommer um 4 Uhr spazierte er schon auf der Obertorerbrücke oder auf dem Metzgerbrückli, sprach da jeden Vorübergehenden an, erkundigte sich um alles Neue in der Stadt, auf dem Lande, und in den Haushaltungen des Bürgers und Bauern, unterhielt sich mit Jedem über seine Angelegenheiten, zog die Irrtümer, Vorurteile, Leidenschaften der einten ins Lächerliche, und riet und half andern, welche es bedurften und annehmen wollten. Während des Tages lief er auf seine Güter um nachzufragen und anzuordnen. Er verstand die Güterwirtschaft sehr gut und leitete sie ohne Buchhaltung und beurteilte sie richtig ohne Bilanzen. Was er des Morgens

auf den Brücken, das tat er wieder des Nachmittags in den Wirtshäusern, nachdem er vorher zu Hause ein Stündchen geschlafen hatte. Auf den Kaffeehäusern der Stadt, in den Wirtshäusern in und außer der Stadt, fand er abermals der Menschen viele, welche ihm Nachrichten erteilten oder Worte der Belehrung in Scherz und Ernst von ihm erhielten. So schöpfte er täglich neue Gegenstände für seinen Wirkungsdrang, entdeckte täglich mehrere Mittel um zu wirken und wirkte täglich auf alle Volksklassen. Sein Wirken war kein leeres Geschwätz, obschon es manchmal dieses zu sein schien, denn er kannte die Menschen bis auf den Grund, entzifferte ihren Charakter durch wenige oft sehr unbedeutend scheinende Fragen, behandelte jeden nach seinem Charakter und wog seinen Scherz und Ernst nach seinem Wirkungszweck ab. Daß diese Methode ihn veranlaßte, in den drei bis vier Kaffee- und Schenkhäusern, die er täglich und regelmäßig besuchte, ein Glas Wein in jedem derselben mitzutrinken, um das Gespräch zutraulicher zu erhalten, daß nach und nach (in) diesem zu viel geschah und bei einigem Übermaß der Zweck dieser Runden dann verfehlt wurde und das Gehalt seiner Reden und Handlungen dann seinen Wert verlor, benimmt der Wahrheit nichts, «daß Drang nach Wirken ihn beherrschte und alle physische Hindernisse besiegte».

Er beschränkte sich aber nicht auf diese öffentliche Unterhaltungsörter. . . . . Lange Jahre unterhielt er ein(en) Klub, worin Dalp, Hitzen, Fischer, Jac. Bawier waren, alles Leute, welche von dem besten Geiste für Land, Stadt und Menschen wohl belebt waren, gesunde Einsichten mit guten Alltagskenntnissen verbanden, die Bedürfnis nach seiner Unterhaltung und Aufklärung um ihn vereinigte, die daher seiner Einwirkung offen waren und hinwieder vieles auf die Bürgerschaft von Chur wirkten. Diesem Klub oder Staminett, wo Raschèr alle Abende seine vergnügteste(n) Stunde(n) scheint verlebt zu haben, hatte Chur wahrscheinlich den guten Geist zu verdanken, welcher so viele Jahre lang die ganze nützliche Mittelklasse der Stadt beseelte, welche sehr stark auf die obere und untere Klasse der Bürgerschaft wirkte und beide in Schranken hielt.

Meine Achtung für diese Männer und die ihrige für mich erzeugten in mir den Wunsch, ihr Mitglied zu sein. Ich eröffnete mich dem Raschèr; da ich aber bemerkte, daß es ihn genieren würde, zog ich zurück und ehrte seine vermutliche(n) Gründe. Sobald ich Mitglied geworden wäre, würden zwei verschiedene Arten von Einwirkungen entstanden und die seinige und jene der Mitglieder gelähmt worden sein. So denke ich mir seine Ansicht und so hatte er auch ganz recht.

Noch in den letzten Jahren trat er der vermischten Spaniölgesellschaft bei und erhielt auch dort Anlaß zu Entdeckungen und zum Wirken, indem er mancher Wahrheit durch Witz und Scherz Interesse und Eindruck zu geben wußte, aber auch zuweilen eine

Wahrheit mit Ernst hinzuwerfen verstand, wie z. B. als er unlängst in der Nähe von Vikar Gaudenz Planta stehend, ohne dem Anscheine nach ihn zu bemerken, sich gegen andere äußerte, wie sehr man sich wundern müsse, daß Planta sich als Werkzeug anderer (beim Scharnack'schen Prozess, und überhaupt als Präsident des Standes- Kriminal-Tribunals) möge brauchen lassen.<sup>1</sup>

Noch letztes Jahr trat er der neuen Gesellschaft des Casino bei, welche ihm einen neuen Entdeckungs- und Wirkungskreis eröffnete.

Außerdem hatte er früher als Ober- und Oberster Zunftmeister und als Bundschreiber einen nicht geringen Wirkungskreis auf Stadt und Land, und seine Feder stand ihm allzusehr zu Gebot, als daß er nicht durch Abfassung von Protokollen, Standesbriefen und Urkunden vieles gewirkt haben sollte, was viele andere nicht ahnten.

Wie vieles wirkte er nicht inkognito! Wie viele Menschen von Stadt und Land erholten sich bei ihm Rat! Jedem gab er mit Scharfblick in wenigen Worten Rat und Anweisung. Selbst Landvogt Jost gibt ihm das Zeugnis, daß er als Sachwalter in den verwickelsten Fällen den sichersten Rat und Weisung bei ihm gefunden habe. Bedurfte jemand in seinen Angelegenheiten schriftlicher Entwürfe, Raschèr gab ihm dergleichen willig von seiner geschickten Feder. So wirkte er vieles und alle Tage, unaufhörlich. Aber sein Wirken bezielte (!) auch lauter Gutes. Er scheint für das Vaterland nichts anderes gehofft zu haben, als Friede und Unabhängigkeit von außen und Gleichgewicht und Unabhängigkeit von innen. Für die Stadt hatte er schon nähere und sich über alle Gegenstände der geistigen, sittlichen und ökonomischen Kultur verbreitende Absichten. Er war ganz für die Einverleibung des Veltlins, ganz für die schweizerische Einheit und unsern Verein mit Veltlin (Helvetien?), ganz für die Abgrabung der Salisschen Übermacht. Er stand hierüber mit mir und allen Patrioten in der engsten Verbindung, und da wir zu unsrem gemeinsamen Wirken auch gemeinsamer Beiträge bedurften, so trug auch er alljährlich 150 Gulden in die patriotische Kasse bei. Und in der Stadt war schon sein enger Verein mit Jacob Bawier, Dalp in der Obergäß, Florian Fischer, Battista und Sebast. Hitz usw. und das Wirken von diesen, Bürge für seine redliche(n) Absichten.

Aber, wird man fragen, woher kam es denn, daß er so oft die Salisse, die er lähmen wollte, heimlich unterstützte, sich an keine Gesetze und Ordnung band, keinen ernstesten weitwirkenden Maßregeln beitrug, die entscheidenden Schritte zum Beitritt an die schweizerische Einheit hinderte, und der Aufnahme seiner eigenen Freunde mit Scheelsucht entgegen zu sehen schiene?

Alles dieses erklärt sich selbst. Er suchte die Gleichheit der bedeutenden Familien mit den Salis zu fördern, zu Aufhebung der Übermacht und Vergrößerung dieses unsrer Freiheit gefährlichen Hauses

<sup>1</sup> Vgl. Delnon, G. Planta, Seite 284.

möglichst mitzuwirken. Das würde Veltlins Einverleibung und unser Verein mit Helvetien großenteils bewirkt haben. Er wirkte durch seine viele(n) Mittel kräftig dahin. Er beriet allem Ansehen nach die beiden französischen Residenten in allen dahin zielenden Schritten. Aber er scheint besorgt zu haben, daß persönliche Angriffe dieses reiche mächtige Haus zu wirksamen Opfern vereinigen und den vorliegenden Zweck vereiteln möchte(n). Er mag gedacht haben, durch seine Rettung ihrer Personen sich seiner wirkenden Kraft und Gelegenheit zu versichern, durch Ausweichung eines persönlichen Krieges gegen so überlegene Gegner sich nur das größte Hindernis seines Wirkens vom Halse zu halten. Er mag geglaubt haben, durch seine Einwirkung auf das Volk solches zur Annahme der helvetischen Union zu vermögen, ohne daß die landtägliche Regierung durch vorgreifende Maßregeln sich der Gefahr aussetze, den Kredit beim Volke und ihre Wirkungskraft aufzuopfern. —

Er band sich an keine Gesetze noch Ordnung, weil diese Bande ihn in seinem Wirken aufhielten. Er fand täglich so viele Gegenstände, die sein Wirken (er)forderten, er fand so viele Hilfsquellen dazu in sich, er konnte dem Wirkungsdrange so wenig widerstehen, daß er seine Kraft unter viele teilen und den kürzesten Weg zum Ziele suchen mußte; und bei einem demokratischen Volke, wo alle Ordnung prekär ist, mag er's für keinen Frevel gehalten haben, über Ordnung und Gesetze wegzuschreiten, um einen guten Zweck zu erreichen. Bei diesem Zweck, bei diesem Drang mag er sich wohl auch zuweilen über die Wahl der Mittel getäuscht haben. Ich weiß den bestimmten Anlaß nicht mehr, aber ich meine es war um Pässe oder andere Bescheinigungen von der Kanzlei zu tun, wo er diese zu Falsiteten vermochte, um ihm zu dienen. Meine Verwunderung machte ihn nur lächeln, er glaubte vermutlich, der Zweck heilige die Mittel.

Als ich bei unsrer Emigration von unserem isolierten Aufenthalt von Küsnacht zu den übrigen Patrioten nach Stäfa zog, arbeitete er allein, von mir getrennt, mit den übrigen, am Plan der Wiederherstellung, worin ich mich auch gar nicht mischte. Selbst den Deportationsplan machten sie, höchst wahrscheinlich mit seinem Rat, ohne daß ich 1799 in Bern einige Kenntniss davon erhielt. Damals scheint er jedoch seine Grundsätze vergessen und nur die Absicht ins Aug gefaßt zu haben, alle Patrioten an sich anzuschließen, sich der entscheidenden Wirkung bei Rückkehr nach Bünden zu versichern, die Leidenschaften seiner Werkzeuge zu befriedigen und seine Gegner seine Macht fühlen zu lassen. In seinem Tagebuch gesteht er es, gefühlt zu haben, wie schwer es sei, seinen Feinden zu vergeben. Aber bei seiner Rückkehr, März 1799, blieb er dem Plan nur auf der schwachen Seite getreu. Man deportierte eine unnütze Menge und vereitelte den vernünftigen Zweck, die Werkzeuge besser zu brauchen und nur die Hand, welche sie mißbrauchte, untätig zu machen. Man deportierte, anstatt durch einen schleunigen Prozeß die Verbre-

chen der Herrscher: das eigenmächtige Verständnis mit dem Hofe zu Wien und mit England, das unbegründete Vorgehen eines französischen Anmarsches, die frevelhafte Verwicklung Bündens in den Krieg, die Verleumdung gegen die Patrioten, und die falsche Klassifikation über Aufstellung eines Volksgerichts gegen dieselben, deutlich zu erweisen und durch diese Aufdeckung und einige Maßregeln sie auf lange Zeit in die Unmöglichkeit zu setzen, das Wirken guter Patrioten zu verhindern.<sup>2</sup>

Man wollte der Salischen Übermacht Schranken setzen und man sicherte einigen der Gefährlichsten von diesem Hause eine Freiheit, die sie notwendig zum Schaden des Vaterlandes und zum Verderben der Patrioten mißbrauchen mußten. An allem diesem Verfahren muß Raschèr den vorzüglichsten Anteil gehabt haben. Er scheint zu sehr auf eigene Sicherheit Bedacht genommen zu haben, da doch sein Wirkungskreis unnütze werden mußte, solange die eroberte Übermacht der Gegner ihnen nicht entscheidend entrissen wurde. Aber unter solchen Erschütterungen ist es schwer konsequent zu sein.

Auch im Jahre 1801, als alle Emigrierten heimkehrten, wollte er so wenig wie Planta, Sprecher, Jost und Caderas vom Plan einer systematischen Betreibung des überragenden Einflusses wissen. Teils mag sein Prinzip eines eignen unabhängigen Wirkens jedem System entgegengestanden haben; denn bei einem solchen hätte ein jeder nur als Rad in der Maschine wirken müssen, ohne sich von seinem Platz entfernen zu dürfen. Nun war sein Genie, seine Laune, seine bald stündliche Sukzession von Gegenständen und Mitteln nicht dazu gemacht, sich durch andre aufhalten und beschränken zu lassen. Er selbst konnte aus gleichem Grunde eben so wenig das regelmäßige Leiten einer in allen Wirkungen vorberechneten Maschine über sich nehmen wollen. Teils mag Planta ihn wie die übrigen mit Hoffnungen erfüllt haben, ihre Zwecke durch viel leichtere Mittel, französische Protektion und Konvenienz der Veltliner, zu erreichen, und so mußte er meinem Vorschlag abgeneigt werden, ohne seinem Prinzip ungetreu zu sein.<sup>3</sup>

Er hörte inzwischen auch nach dem Sturz der Opposition nicht auf zu wirken. Seine Verbindung mit allen Klassen von Menschen blieb dieselbe. Aber sein Wirken blieb in Absicht des allgemeinen Wohls ohne Erfolg, da der Egoismus, dessen Dienern (?) man aus Schwachheit alle Gewalt überlassen hatte, jede Wirkung nach Gefallen vereiteln konnte. Es war inzwischen wahre Liebe für seine Gemeinde

<sup>2</sup> Gesetzt die Prozesse gegen den Kriegsrat und seine Leiter hätten in der kurzen Zeit bis Anfang Mai durchgeführt werden können, so würden sie nach der Rückkehr der Kaiserlichen doch wieder annulliert worden sein. Der damit verfolgte Zweck wäre also noch weniger erreicht worden als durch die Deportation.

<sup>3</sup> Über diesen Vorschlag Tscharners zur Reorganisation der patriotischen Partei kann ich noch keine Erklärung geben.

und Drang zum Wirken, welche ihn bewog, mit Selbstverleugnung sich als Mitglied einer ökonomischen Commission der Stadt brauchen zu lassen, welche die Haushaltung der Stadt herstellen und der Verwaltung wider ihren Willen neue Kräfte verschaffen sollte. Mit Geistes- und Körperanstrengung suchte er der übernommenen Pflicht, in Wuhr-, Wald- und Straßengegenständen zu entsprechen und selbst die Gefahr, welche der Existenz und dem Nutzen dieses Instituts vielleicht droht, durch die weiseste Bestimmung aller öffentlichen Quellen an bestimmte Stiftungen (z. B. Schulen, Kirchen, Armut, Wuhr-Kassa usw.) abzuwenden. Allein die Eitelkeit des Chefs dieser Kommission und sein eigener früher Tod vereitelten seine guten Absichten.

Bei seinem Reichtum an Ideen, bei seinem Drang nach Wirken, mußte ihm jede anhaltende Arbeit unerträglich sein. Er würde dadurch von seinem angewöhnten Wirkungsgange, von Ausführung jeder neuen heraufdrängenden Idee verhindert worden sein, und die sich so schnell und zahlreich folgenden Ideen mußten auch jede anhaltende Arbeit zu oft unterbrechen, ihn zu sehr zerstreuen, als daß eine solche hätte gelingen können.

Auch Ordnung will dem Genie deswegen nicht behagen. Ein in seinen Sachen ordentlicher Mensch muß jeden Einfall, der seine Ordnung stören kann, aufgeben, oder verschieben, oder ihn nur unvollkommen benutzen. Das kann das Genie nicht. Der Einfall ergreift es, es will, es muß ihn verfolgen, alles andere muß ihm weichen. Ordnung scheint unverträglich damit.

Daß er Anmaßung haßte, war gewiß und natürlich. Daß er die Vorzüge seines Rangs und seiner Geburt kannte und ehrte, läßt sich leicht denken und auch daraus abnehmen, daß er es nicht ablehnte, wenn man ihn «von Raschèr» nannte, und daß er mir, als ich bei Abfassung des Ehevertrags zwischen seiner ältesten Tochter und meinem ältesten Sohn<sup>4</sup> ihn um die Einwilligung frug, sie Fräulein von Raschèr in den Pakten zu benennen, er mir antwortete, «das mag man schreiben und sagen». Daß er aber gewöhnlich mit einem ironischen Lächeln über die Adelsvorzüge sprach, geschah wohl nur, um durch Popularität seine Wirkungskraft zu verstärken und die Ansprüche oder Exklusivanmaßungen der Salisse zu bekämpfen. Von Neid und Scheelsucht schienen zuweilen eine verbissene Miene, ein bitterer Blick, vielleicht auch einige Reden zu zeugen. Wie weit solche aber nur Anmaßungen der Herrscher aller Klassen oder auch wirkliche(n) Vorzüge(n) von Freunden und von Gegnern in Rechten(?), Ansehen, Vermögen galten, getraue ich nicht zu beurteilen, da mir entscheidende Data fehlen.

Als ein merkwürdiges Hilfsmittel, sich den Willen und die Kräfte vieler einzelner Individuen zu unterwerfen, ist seine industriöse

<sup>4</sup> Johann Friedrich.

Methode zu betrachten, sich Kenntnis und Beweise von Fehlritten jeder Art zu verschaffen. Hatte sich jemand ein Unrecht gegen andere, ein Vergehen, eine Schwachheit usw. zu Schulden kommen lassen, Raschèr erfuhr es sicher und erhielt Beweise oder doch Details davon. Er ließ es denen (!), die es betraf, merken, daß er Kenntnis davon hatte, und dadurch machte er sie abhängig. Es stand in seiner Gewalt, sie zu prostituieren; sie mußten also auch seiner Person, seinen Absichten, seinen Freunden schonen. Vieles bewirkte er dadurch. Doch habe ich nie gehört, daß er diese Kenntnisse gebraucht hätte, um jemanden wirklich zu prostituieren oder auch nur zu schädigen.“

Es folgen nun Angaben über die Vermögensverhältnisse Raschèrs, die Tscherner selbst durchgestrichen hat und auch hier übergangen werden können. Beachtung verdient nur die Bemerkung, daß sein Vermögen infolge unordentlicher Ökonomie allmählich auf zirka 60 000 Gulden herabgesunken sein dürfte. Tscherner fährt fort:

«Er verwendete einen Teil seiner Zeit seinen Gütern, er war aufmerksam auf die Erbanwartschaften, wußte seine — wenn auch weitgetriebenen Ansprüche, mit früher Preokkupation der bedeutenden Personen, mit gewandter Darstellung seiner Gründe, mit Obligierung gewichtiger Männer, mit unermüdetem Zuvorkommen, so zu betreiben, daß seine Gegner auch bei vermeinten wichtigen Gründen das Feld ohne Schlacht räumten. So gewann er mir und meiner Schwester sel. das Erb des neuen Thürligartens, welcher bei den Schulden des letzten Besitzers «Stadtvogt Raschèr», auf uns hätte fallen sollen, ab; so errang er namens der Pestalozzischen Erben die Gleichheit im Erb mit den Buolschen Erben, von der Frau Bundespräsidentin Jud. von Salis, geb. von Buol, und einige minderbedeutliche Vorteile.

Allein, die gleichen Gründe, welche ihn zu jeder regelmäßigen Ordnung unfähig machten, bildeten ihn auch zum unordentlichen Haushalter. Er vermischte sein Vermögen mit demjenigen seiner Mutter und Schwester. Seine Bücher sollen in der größten Unordnung und vieles nur auf flüchtigen Zetteln, vieles gar nicht notiert sein. An Schuldentilgung hatte er wenig gearbeitet und dadurch in der jährlichen Ausgabe gegen die Einnahmen merklich eingebüßt. In der Revolution wäre er, die Emigrationsspesen ausgenommen, ziemlich gut herausgekommen und vermutlich würde er persönlich geschont worden sein. Aber indirekte war diese Schonung dennoch vereitelt. Er hatte mit vieler Wahrscheinlichkeit von Gewinn, sich mit Hauptmann Bawier in eine Droguerie-Handlung eingelassen. Aber Wredov, Fischer und Pellizari nutzten dessen Proscription, Emigration und Gefangensetzung nach Innsbruck, um diese Handlung zu ruinieren und an sich zu ziehen. Bawier übernutzte bei seiner Heimkehr seinen und Raschèrs Kredit vergeblich, um sich wieder neu zu etablieren und um seine eignen Schulden zu tilgen. Die neue

Societät fallierte und Raschèr mußte 20 000 Gulden Passiven über sich nehmen, weil die Kreditoren, die bei Bawier keine Erholung fanden, kraft dem Soliditätsrecht auf Raschèr fielen. Er hatte nicht Zeit und Ausdauer genommen, alles zu untersuchen, um sich gegen Bawier und dessen Mißbräuche sicher zu stellen, und die Gegner der effektiven Patrioten hatten den Bawier direkt ruiniert, und mit ihm indirekt auch den Raschèr tief verwundet. Hätte er es zugegeben und befördert, daß wir 1801 ein solides System etabliert hätten, so wären wir alle zum Teil entschädigt und die Bawierische Schreibstube und die Bawierisch-Raschèrsche Droguerie-Handlung nicht gesprengt und Raschèr nicht in diesen schmerzlichen Verlust versetzt worden.

Konnte er es nicht über sich gewinnen, seine Haushaltung in Ordnung zu unterhalten, so ward es ihm noch unmöglicher, nach langer (Zeit?) erst ihre Reinigung zu unternehmen. Viel häuslicher Verdruß war eine Folge davon, und es war endlich so weit gekommen, daß er versprochen hatte, sein Vermögen obrigkeitlich liquidieren zu lassen, als ihn ein plötzlicher Tod wegraffte.

Schon lange klagte er über Schwindel. Lange schon hatte er sich nicht mehr im Wein übersehen, war pünktlich um 8 Uhr alle Abende heimgekommen, und hatte wider seine vorherige Natur, des Nachts nicht mehr aus der Nase geblutet. Vor etlichen Tagen war er Geschäfte halber in Malix einen halben Tag bei Landammann Raschein. Er trank 3 Schoppen Wein im ganzen Nachmittag, was ihm sonst nichts getan hätte, wurde aber dieses Mal so trunken oder so schwindlig, daß er auf der Straße fiel und Schaden an einem Arm und im Gesicht nahm. Den 4. April klagte er des Morgens, daß er heute nicht ausgehen würde, wenn er nicht notwendig für die Ökonomie-Kommission auf den Rhein und für sich nach Masans zum Schwanen müßte, da es ihm gar nicht (wohl) zu Mute sei. Er ging dahin, trank beim Schwanen wider Gewohnheit nur einen Schoppen Wein, kehrte bei der Sonne ein, um sich, ungewohnt, Kaffee machen zu lassen, genoß ihn, ungewohnt, allein auf einem Zimmer, kam abends aufs Kaffeehaus, trank dort auch nur einen Schoppen Wein, ging vor 8 Uhr weg, fand, wie jedermann weiß, eine dicke Finsternis, rief einen Knecht aus einem Stall, ließ sich leuchten bis zum Metzgerhörlein, schnupfte ungewohnt in wenig Minuten 6 Mal Tabak, schickte den Knecht zurück, ging gegen dem Metzgerbrücklein, muß sich zu sehr rechts gehalten und solches verfehlt haben, scheint rechts vom Brücklein vorbei gegangen und sich dort gegen die Plessur gewandt, aber erst nahe am Wuhr bemerkt zu haben, daß er nicht zum Brücklein komme. Dort war seit einiger Zeit ein Loch eingesunken, mehr denn Mannestiefe. Bei diesem muß er sich umgewendet haben und scheint, vom Schwindel oder Schlagfluß befallen, sinnlos rücklings in dieses enge trichterförmige Loch gestürzt zu sein, da er noch in demselben, die eine Hand hinterm Rücken so hielt, wie er solches im Gehen zu tun

pflachte, und in dieser Richtung, auf dem Kopf stehend, den Rücken gegen die Stadt gekehrt hatte. Wäre er nicht vor dem Fall sinnlos gewesen, so hätte er die Hände und Arme, sei es vor- oder rückwärts [falles] in die Höhe gestreckt und mit solcher Richtung gefunden worden sein müssen. Er stand vollkommen auf dem Kopf, nur die Schuhe konnte man in der Lochmündung sehen; dennoch war er unverletzt, im Gesicht nicht aufgetrieben, nicht blau. So war(d) er erst den 6. Morgens gefunden, mit Mühe durch Seile heraufgezogen, und erst am 9. begraben, da der Leichengeruch erst den 7. sich einzustellen anfing.»<sup>5</sup>

## Der Waldbrand am Calanda 1943 und seine Folgen

Nach einem Vortrag von Forstinspektor H. Jenny, Chur  
vom 28. März 1947

Mit Einführung der schweren Waffen bei der Infanterie erhielt der Schießplatz Chur erneute Bedeutung, da die Hänge am Calanda geeignete Kugelfänge boten und in der Nähe des Waffenplatzes sich ein verhältnismäßig billiges Zielgelände schaffen ließ. So ist denn das Eidgenössische Büro für Landerwerb schon im Jahre 1942 an die Gemeinden Felsberg und Haldenstein herangetreten mit der Absicht, das notwendige Gelände käuflich zu erwerben. Es war beabsichtigt, nach Abschluß der Verkaufsverhandlungen das neu erworbene Zielgelände abzuholzen, um eine Katastrophe zu vermeiden, die dann doch eingetreten ist.

Am unteren Zielhang, östlich der sogenannten Michelswiese, waren Scheiben gestellt. Wie jeden Tag führte die Truppe auch am 20. August 1943 ihre Schießübungen durch. Schon um 9 Uhr herum fing das Unterholz und Gras, das nach einer langen Trockenperiode ausgedörnt war, Feuer. Der erste Brandherd konnte gelöscht werden. Um 11 Uhr entstand am Fuß der Felswand von Malabel bei der Fortsetzung der Schießübung ein neuer Brandherd. Der einsetzende Föhn machte jeden Löschversuch illusorisch. Schon wenige Stunden später hatte das Feuer die obere Waldgrenze erreicht.

Die spätere Untersuchung hat als Brandursache folgendes ergeben: Es wurde mit Leuchtspurmunition geschossen. Ein am Ziel auf ein Hindernis, wahrscheinlich Stein oder Fels, aufschlagendes Geschos wurde seitlich abgewiesen; beim Aufprall löste sich der Leuchtspursatz und flog mit verminderter Geschwindigkeit einige Meter seitwärts. Dieser Leuchtspursatz brannte dann dort aus und da dieser Stoff mit hoher Temperatur verbrennt, fing das umliegende

<sup>5</sup> Archiv Tschärner, Nr. 30—31, St. 34.